

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 16 (1943-1944)

Heft: 12

Artikel: Das Schulproblem in orthopädischen Kliniken

Autor: Bersinger, D.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-850734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pflicht, Lehrstoff wie jeder andere. Ist der Glaube der Eltern nicht tiefer fundiert, ist er nur frommer Brauch, der ernster Prüfung nicht stand hält, dann merkt es das heranwachsende Kind. Sind die Eltern dabei noch streng autoritativ, dann kommt es gerade beim intelligenten Kind zu einer wahren religiösen Krise. Vollzieht sich doch in diesen Jahren ohnehin eine notwendige aber oft schmerzliche Lösung aus der ersten kindlichen Gebundenheit an Vater und Mutter. Ein erstes selber prüfen und wählen. Die Eltern sind nicht mehr unantastbar und unfehlbar. Das Kind entdeckt wirklich kleine Unwahrheiten und Widersprüche, seine Kritik hebt an, und seine Kritik wendet es auch auf den übernommenen Glauben an. Noch ist es gewohnt zu beten. Ja gerade in dieser Zeit der Krisen bittet der junge Mensch Gott um Hilfe; in seiner Einsamkeit, in seinem Ringen mit sich selbst, im Kampfe um die Bildung des Charakters. Aber der kritische Verstand fordert jetzt sein Recht. Gibt es einen Gott? Wie lässt er dies und jenes zu? Ist er nicht ein Märchen? Eine Erfindung der Menschen, um sich Not und Trübsal zu erleichtern? Jetzt werde ich einen grossen Fluch sagen. Und wenn dann nicht die Welt einstürzt, dann gibt es keinen Gott. Ich habe Gott gebeten, und er hat mir damals in der grossen Not nicht geholfen. So glaube ich nicht mehr an ihn. Und wie verträgt sich die Schöpfungsgeschichte mit der Naturwissenschaft? Ist sie nicht einbarer Unsinn? Ich glaube nur, was ich sehen oder greifen kann. Ich bin kein kleines Kind mehr, das sich dumm machen lässt. — So kommt der Jugendliche langsam auf einen Weg, den man etwa mit „Freidenkertum“ bezeichnen kann. Aber ist er darum weniger religiös? Ist denn Religion ein Inhalt? Ein Dogma? Glaubensartikel?

Müssen wir nicht das Verhalten des jungen Menschen ansehen? Gerade die besten leiden an ihrem Zweifel. Ihre Skepsis kommt aus dem Suchen nach Wahrheit. Und ist dieses Suchen nach Wahrheit etwa nichts Religiöses? Gewiss eine blosser Jenseitigkeitsreligion vermag einem jungen Menschen wenig zu geben. Er steht ja im Anfang des Lebens. Er will etwas leisten, er will auch Ansehen und Macht. Aber ein wirklicher Materialismus könnte ihn ebenso wenig befriedigen. Wenn junge Menschen Anwendungen von Nihilismus haben, dann sind sie verzweifelt. Und diese Verzweiflung ist Beweis einer tieferen Sehnsucht. Junge Menschen sind der Hingabe fähig, des Opfers. Es kommt ganz drauf an, wohin die Erwachsenen sie führen. Gebt ihr den jungen Menschen materielle Ziele oder beschränkte, nur politische, dann eignen sie sich eure Ziele an, aber in der Jugend sind sie umgeschmolzen: sind gar nicht mehr das, was ihr meint, sondern immer Ideal und Glauben. Darum ist ein Missbrauch mit den Glaubenskräften der Jugend ein wahres Verbrechen. Und selbst wenn ein Junge ein Auto oder ein Velo als

Ziel seiner Wünsche glaubt, es steckt etwas anderes dahinter. Wir müssen da eine gewisse Symbolsprache verstehen lernen. Das Auto oder das Velo bedeuten Weite, Eroberung der Welt heraus aus der häuslichen Enge, wagen und erleben. Sehnsucht und Streben charakterisieren jeden wirklich jungen Menschen. Und wenn man tiefer schaut, dann merkt man, dass diese Sehnsucht in der materiellen Erfüllung gar nicht gestillt wird, dass sie einem Unendlichen gilt. Man darf sich durch Phrasen des Jugendlichen nicht täuschen lassen. Auch seine politischen Doktrinen kommen aus dem Gefühl und aus dem Glauben. Dieser ist ja die verborgene Quelle für seinen Einsatz und seine Hingabebereitschaft. Und wo wir den jungen Menschen auf Abwegen, ja als Verbrecher finden, ist er in seinem ursprünglichen Bedürfnis nach Wert selbst schwer verwundet worden. Man kann dem Jugendlichen nichts Schlimmeres antun, als ihn in seinem Bedürfnis, selbst einen Wert zu bedeuten, zu verletzen. Das ist ihm wichtiger als ein bequemes Leben.

Aber Leben muss es sein, was ihm erstrebenswert sein soll. In Religionen, denen diese Welt nichts gilt, findet ein junger Mensch nicht mehr die religiöse Nahrung. Ihn lockt der ganze Reichtum dieser Erde, wenn auch nie als entseelter und geistloser Besitz.

Wir deuten es schon an: Die Naturwissenschaft der verflochtenen Periode machte es dem jungen Menschen schwer zu einer Einheit von Wissen und Glauben zu kommen. Sie selbst war im Kampf mit der Religion und die Religion war im Kampf mit ihr. Beide sagten zum jungen Menschen „glaube nur mir!“ Weltlichkeit und Geistlichkeit stritten um den Vorrang in der Schule. Aber heute scheint es anders zu werden. So erschien vor noch nicht langem das Buch eines anerkannten Wissenschaftlers, das sich benennt „Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion“. Welch neuartiger Titel! Fängt die Naturwissenschaft an, einzusehen, dass die Grundtatsachen ihrer logisch abgeleiteten und auf Beweise und Experimente sich stützenden Ueberzeugungen Glaubenstatsachen sind? In Wahrheit unbeweisbar und doch Voraussetzung seiner Erkenntnis. Und war der Glaubende nicht immer gewiss, dass er nicht phantasierte, nicht träumte und wünschte, sondern wusste und erfuhr? Eindeutiger und sicherer als jedes naturwissenschaftliche Erkennen. Ist keine Kluft zwischen Naturwissenschaft und Religion, wenn nur beide ehrlich sind? Bedarf es keiner schwachen Kompromisse? Führen Wissenschaft und Religion zum gleichen ewigen und lebendigen Geheimnis?

Kindheit und Jugend haben ihre eigenen Gesetze. Aber wie könnten sie sich der Atmosphäre der Zeit verschliessen! Nun, diese Zeit scheint heute, trotz aller Krisen, in Wahrheit durch sie, für wirklich religiöses Leben verheissungsvoller denn je.

Das Schulproblem in orthopädischen Kliniken

Von D. BERSINGER

Jede normale Klasse, und sei sie aus noch so vielen verschiedenen Einzelwesen zusammengesetzt, bedeutet etwas Ganzes. Gemeinsame Schulerlebnisse, gemeinsames Erarbeiten neuer Erkenntnisse verbinden die Schüler; von gleichen Lehrern unterrichtet, mit gleichen Schulbüchern ausgerüstet, am selben Orte aufwachsend, verbringen sie miteinander ihre Schuljahre.

Die Schule einer orthopädischen Klinik bedeutet schon in dieser Beziehung etwas ganz Anderes. Knaben und Mädchen aller Kantone, aller vier Landessprachen mit ihren mannigfaltigen Dialekten kommen hier zusammen; der kleine pffiffige Zürcher bekommt einen scheuen Bündner Hirtenjungen oder einen witzigen Appenzeller als Klassenkameraden. Sie haben nach ver-

schiedenen Lehrplänen, Schulbüchern und Methoden gelernt und hinter jedem Schüler steht eine andere Lehrerpersönlichkeit. Einige bleiben ein paar Wochen, andere mehrere Monate, ja sogar Jahre. Viele unter ihnen mussten daheim der Schule längere Zeit fernbleiben und sind im Lernen zurück, andere sind in der Krankheitszeit zu Leseratten geworden und haben schon die halbe Literatur verschlungen; heute tritt ein Neuer ein, morgen dürfen zwei nach Hause zurückkehren.

Wo bleibt da das Ganze, Einheitliche, das die Voraussetzungen für einen gemeinsamen Unterricht schafft? Die Schüler selbst finden schnell den Weg zueinander; ein gleiches Schicksal verbindet sie ja alle; jeder Neue bringt wieder eine neue Welt mit und wird rasch und selbstverständlich in den Kreis aufgenommen.

Weniger leicht lassen sich die Verschiedenheiten in bezug auf den Unterricht überbrücken; oft muss mit Einzelunterricht solange nachgeholfen werden, bis die Grundlagen überall ähnliche sind. Besonders im Rechnen und Französisch lassen sich zwei bis drei Abteilungen innerhalb der gleichen Klasse oft nicht vermeiden, und die Tessiner und Welschschweizer brauchen Unterricht in ihrer eigenen Sprache.

Das geistige Niveau der Klasse wechselt ständig; oft können die Ansprüche nicht bescheiden genug gestellt werden. Dann müssen nur einige der schwächsten Schüler austreten und zufällig durch sehr begabte ersetzt werden, so sind die Ziele mit einem Mal viel höher geschaubt.

Ein ständig aufbauendes Arbeiten ist nur mit den Kindern möglich, die längere Zeit bleiben. Mit den andern Kindern muss oft wieder ganz am Anfang begonnen werden, und kaum ist man mit der Einführung irgend einer wichtigen Regel fertig, so kann man wieder von vorn beginnen, weil ein neuer Schüler eingetreten ist, der noch nichts davon weiss.

Als Lehrerin einer solchen Schule macht es mir gar nichts aus, immer wieder neuen Kindern den Unterschied zwischen „lernen und lehren“ klarzumachen oder dreimal nacheinander das Verb „avoir“ durchzunehmen; aber ich vermisse die Möglichkeit eines aufbauenden Unterrichtes vor allem im Aufsatz, Zeichnen und Singen.

So interessant es ist, immer wieder neue Schüler kennenzulernen, gleicht doch das Arbeiten mit ihnen oft einem Säen ohne Ernte; kaum hat man sich gegenseitig richtig aneinander gewöhnt, so verlassen sie die Klinik und machen Neuen Platz. Zum Glück gibt es daneben stets einige „Jahreskinder“ zu unterrichten; diese bleiben während mindestens eines Schuljahres und beanspruchen das grösste Interesse und Verantwortungsbewusstsein.

Aber gerade bei diesen langjährigen Patienten entstehen Schulschwierigkeiten anderer Art. Die meisten Schüler werden im Bett ins Schulzimmer gefahren. Sie schreiben, zeichnen und malen im Bett; ihr ganzes Leben spielt sich oft für lange Zeit nur in den Räumen der Klinik ab. Auch diejenigen, welche gehen können, verlassen das Spital nur selten, und nur durch Briefe und Besuche bleiben sie mit der Aussenwelt verbunden. Im Anfang bildet das Spitalleben viel Neues für sie, aber mit der Zeit macht sich ein Abseitsstehen vom tätigen Leben bemerkbar; ein Mangel an Erlebnissen mit der Umwelt drängt sie immer mehr in den gleichförmigen, allzu geregelten und immer pünktlichen Spitalbetrieb hinein. Wie lange haben sie kein Pferd mehr gesehen, den Wald nicht mehr rauschen gehört, den Wind nicht mehr im Rücken gespürt! Sie erhalten ihr Essen mundgerecht auf dem Teller serviert, was wissen sie von Rationierungskarten und den Nahrungssorgen der

Mutter, von Rohstoffmangel im Betrieb des Vaters! Sie haben keine Pflichten und Verantwortung andern gegenüber, weder ihr Mut, noch ihre körperliche Leistungsfähigkeit werden auf die Probe gestellt. Hier öffnet sich das überreiche Aufgabengebiet der Schule: Kampf dem Gleichgültigwerden, der Lebensferne durch das Schaffen von Eindrücken und Erlebnissen. Was bei gesunden Kindern das tägliche Leben zur Genüge besorgt, wird in der Klinik noch den Aufgaben der Schule zugeteilt. Vor allem müssen nachhaltige Eindrücke und Erlebnisse geschaffen werden. Nicht dass die ganze Umgebung ins Schulzimmer geschleppt werden müsste! Die Schüler sind nicht verwöhnt und übersättigt, sondern sie hungern nach allem, was von aussen zu ihnen kommt; eine blühende Hyazinthe, ein feuchtkalter Salamander, eine drollige Katze erregen dankbares Entzücken. Schulfunk und Projektionsapparat, Grammophonplatten und Bilder wären kaum mehr aus dem Unterricht wegzudenken.

Ein weiteres Problem ist das der rhythmischen Erziehung. Irgendwie muss das gebrechliche Kind die Bewegung vermissen, wenn es auch bei oberflächlicher Betrachtung gut ohne sie auszukommen scheint. Aber gerade weil wir Gesunden die Bewegung, und besonders die rhythmische, so wohlthuend und unbedingt notwendig für unsern ganzen Organismus empfinden, so muss ihr gänzliches Fehlen für die harmonische Entfaltung eines jungen Menschen nachteilige Folgen haben. Blockflöten und verschiedene Schlaginstrumente müssen hier einen bescheidenen Ersatz schaffen, und die Begeisterung, mit der die „Orchesterstunde“ jeweils erwartet wird, beweist am besten ihre Notwendigkeit.

Auch zum Basteln müssen unsere Kinder Gelegenheit haben. Nach der Schule wird unter Obhut der Kindergärtnerin modelliert, geklebt, gewoben und gesägt, und niemand fühlt sich zu erwachsen dazu.

Erzieherisch bieten die gebrechlichen Schüler in der Klinik auf keinen Fall mehr Schwierigkeiten als normale. Sie versuchen weder ihr Gebrechen zu verdecken, noch es durch Leistungen auf andern Gebieten zu kompensieren. Wozu auch? Sie sind ja unter ihresgleichen; sie sehen, wie all die Kameraden auch ihr Päcklein zu tragen haben. Sachlich reden sie miteinander über ihre Schwierigkeiten, ihre Fortschritte. Die „Neuen“ lernen von den „Alten“, wie man am besten im Bett schreibt, wie man den Schulsack trägt oder die Türe öffnet. Sie müssen erst lernen, viel und immer noch mehr von sich selbst zu verlangen. Das Leben wird für sie nicht leicht sein. Die meisten unter ihnen sind durch ihr Leiden feinfühlig und irgendwie wissender geworden. Und alle können warten. Sie warten auf Post, auf Besuch, auf das Gesundwerden, aufs Heimgehen. Daneben können sie unbeschwert spielen, lachen und Schabernack treiben. Das Verzicht auf all das, was ihnen versagt ist, fällt ihnen hier nicht so schwer. Für viele bedeutet der Aufenthalt in der Klinik eine richtige Schonzeit, in der Neid und Bitterkeit keinen Raum in ihrem Herzen haben dürfen, gegen die später unter den Gesunden oft so schwer zu kämpfen ist.

HERON-Tinte
Tusche
Klebstoffe



BRINER & CO., ST. GALLEN